Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **12 (1930)**

Heft 32

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Tit. Schweiz. Landes-
bibliothek Bern

Zürich, 8. August 1930 | Erscheint jeden Freitag | 12. Jahrgang Nr. 32

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Administration und Inseraten-Annahme: Doag A.-G., Zürich, Löwistrasse 9, Telephon Selnau 65.49, Postcheck-Konto VIII/3001
Druck und Expedition: Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Telephon 60.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Die Schweiz und der Europabund.

Am 6. August hat der Bundesrat die Antwort auf das Briand-Memorandum bekannt gegeben, die er am 4. August dem französischen Botschafter de Marcilly in Bern zuhanden der französischen Regierung überreichte. Die Note entspricht durchaus den Erklärungen, die Bundesrat Motta am 24. Juni im Nationalrat abgab:

Die schweizerische Regierung verdankt die Initiative der französischen Regierung für die Schaffung einer europäischen Union und ist bereit, an der loyalen Untersuchung eines Problems mitzuwirken, dessen Bedeutung sie anerkennt, aber unter den Voraussetzungen, daß dadurch die schweizerische Neutralität in keiner Weise angetastet werde, daß die europäische Union möglichst alle europäischen Staaten umfasse und daß sie sich nicht zu ungunsten der Tätigkeit und der Entwicklung des Völkerbunds auswirke.

Ueber die schweizerische Neutralität und die Europa-Union findet sich in der Note des Bundesrates folgende Stelle: „Die Schweizerische Regierung muß neuerdings erklären, daß sie keine Verpflichtungen übernehmen könnte, die geeignet wären, die Neutralitätsordnung, welche seit Jahrhunderten die Grundlage der politischen Verfassung der Eidgenossenschaft bildet, irgendwie zu beeinträchtigen. Sie ist mehr denn je überzeugt, daß die Erhaltung der schweizerischen Neutralität dem wahren Interesse aller europäischen Staaten entspricht . . ."

Ueber das Wesen und den Umfang der Europa-Union sagt die Note: „Die Schweizerische Regierung hat schon Gelegenheit gehabt, zu erklären, daß man nach ihrer Auffassung an den Plan einer europäischen Union mit Aussicht auf Verwirklichung wohl nur dann herantreten kann, wenn er die große Mehrzahl der europäischen Staaten umfaßt. Eine besondere Organisation von der Art derjenigen, welche die Regierung der französischen Republik im Auge hat, hätte offensichtlich nur dann ihre Daseinsberechtigung, wenn sie einem so gut wie allgemein empfundenen Bedürfnis entspräche. Sollte das nicht der Fall sein, so liefe die Union Gefahr, mehr das Ansehen einer Koalition zu erhalten, als das einer Bundesgemeinschaft, die gegründet ist auf den gemeinsamen Willen, die universelle Friedensbestrebung, welche sich im Völkerbund verkörpert, in besonderer geographischer Umgrenzung zu fördern . . ."

Ueber das Verhältnis einer Europa-Union zum Völkerbund spricht sich der Bundesrat in der Note folgendermaßen aus: „Man hat in zahlreichen Kreisen bemerkt, daß der Plan einer europäischen Union für den Völkerbund eine gewisse Gefahr in sich bergen könnte. Die Schweizerische Regierung glaubt, daß sie der Zukunft vorgreifen würde, wenn sie alle in dieser Hinsicht geäußerten Befürchtungen teilen wollte . . ."

„Für die Schweiz wie für andere Länder ist der Völkerbund eine große Errungenschaft der Zivilisation auf dem Gebiete des Friedens. Er entspricht einer lebenswichtigen Notwendigkeit, und man muß sich vor jeder Maßnahme hüten, die ihn schwächen oder erschüttern könnte. Eine europäische Union würde aufhören, erstrebenswert zu sein, wenn sie dazu führen sollte, die Wirkungs- und Entwicklungsmöglichkeiten des Völkerbundes zu beschränken . . ."

In längern Ausführungen legt der Bundesrat dar, daß es angezeigt sei, mit großer Vorsicht vorzugehen, daß sich sehr wohl bestimmte Aufgaben für die europäische Union denken lassen. Solche wären namentlich auf den Gebieten der allgemeinen Volkswirtschaft, der wirtschaftlichen Ausrüstung, der Verkehrswege und des Durchgangsverkehrs, des Finanzwesens und der Arbeit zu suchen. Freilich wären auch hier Gefahren für ein Uebergreifen in den Aufgabenkreis des Völkerbundes nicht ausgeschlossen.

Im Hinblick auf Europa-Union und Wirtschaftspolitik teilt der Bundesrat die Meinung der französischen Regierung, daß das wirtschaftliche Problem in der Europa-Union dem politischen unterzuordnen sei. Die Schweiz, die bei so mancher Gelegenheit ihr lebhaftes Interesse bekundet hat, für alles, was mit der internationalen Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiete zusammenhängt, ist jedenfalls bereit, getreu ihrer bisherigen Haltung sich an den Bestrebungen zu beteiligen, die darauf abzielen, die wirtschaftliche Lage Europas zu verbessern. Die Schweizerische Regierung ist auch überzeugt, daß ein wirtschaftlich gesundes Europa undenkbar ist ohne ein politisch befriedetes Europa. Sie anerkennt, daß der Sicherheitsfrage unbestreitbar in dieser Beziehung ausschlaggebende Bedeutung zukommt, aber nach ihrer Ansicht handelt es sich hier um ein Problem, das dem Völkerbund zusteht, da es ja endgültig nicht ohne Mitwirkung der andern Kontinente gelöst werden kann.

Die Note des Bundesrates schließt mit dem Hinweis, daß die Schweizer Regierung an der Konferenz für die Europa-Union, deren Zusammentritt in Genf im Laufe der kommenden Völkerbundsversammlung geplant ist, vertreten sein wird; ihrer Delegation kommt es zu, die in der Note erwähnten Punkte alsdann näher zu erläutern. J. M.

Wesen und Ziele der Landfrauenvereine.

Nun die Bäuerinnen ihre Hemmungen, jene gewisse „Schüüchi", in der Oeffentlichkeit aktiv tätig zu sein, endlich überwunden haben, ist der schwerste Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt, das Fundament zu einem starken Bauwerk bereits gelegt. Und gerade die Frauen, die heute mitten drin am Werke stehen, die hatten sich mit stolzer Rechtfertigung gegen einen Zusammenschluß recht skeptisch verhalten, mit dem überlieferten Schlagwort „die Frau gehöre ins Haus". Vor wenig Jahren noch wäre gewiß eine derartige Initiative auf großen Widerstand gestoßen. Und heute sind es eben diese Bäuerinnen, die solchen, wie den oben erwähnten Zeitproblemen im allgemeinen eine reservierte Haltung eingenommen hatten, ganz unvermerkt doch noch in soziale Wirtschaftsfragen verwickelt worden. Mit Staunen muß man in letzter Zeit die Fortschritte um die Gründung von Landfrauenvereinen im ganzen Lande herum wahrnehmen. Tapfer und zielbewußt, mit gesundem Stauffacherinnengeist wird die Sache an die Hand genommen, der Stein ist im Rollen und rollt immer weiter. Die Presse bringt fortwährend Nachrichten von Neugründungen von Landfrauenvereinen aus allen Talschaften. Mit aller Sachlichkeit werden die Ziele aufgestellt. Sie sind wirtschaftlicher und ethischer Natur. Vorderhand stehen die wirtschaftlichen noch im Vordergrund.

Den Bäuerinnen redet man im allgemeinen nach, daß sie eine praktische Ader haben. Wohl ihnen, wenn sie eine solche haben! — Sie als die Miterwerbenden im bäuerlichen Berufe erfüllen eine Doppelaufgabe, sind Hausfrauen und Mütter neben ihrem gewiß nicht leichten Bäuerinnenberuf. Das Interesse einer wirtschaftlichen Besserstellung auf dem Wege der Selbsthilfe liegt begreiflicherweise den Bäuerinnen sehr nahe. Es gilt neue sichere Erwerbsquellen zu finden, die Bäuerin muß es gemeinsam mit ihrem Manne tun, dieser allein vermag nichts, wenn ihm nicht eine tüchtige Gehilfin zur Seite steht, die ihm hilft, sein Los trägt und seine Arbeit unterstützt. Um dieser Doppelaufgabe, die sie zu erfüllen hat, auf die Dauer gerecht zu werden, braucht es viel Liebe zum bäuerlichen Gewerbe und vor allem viel Liebe zur Scholle.

Nun können aber viele Ziele nur auf dem Wege der Zusammenarbeit der Organisation erreicht werden. Die Bäuerinnen sind unter den erwerbstätigen Frauen die letzten, die die Notwendigkeit eines solchen Zusammenschlusses als zweckfördernd erachtet haben, obwohl sie nach volkswirtschaftlicher Bedeutung gemessen in erster Reihe stehen. Nun sich ihr durch die Landfrauenvereine die Schwesterhand geboten hat, soll es ihr durch gegenseitige Hilfeleistung leichter gemacht werden.

„Gemeinsame Arbeit, gemeinsame Erörterungen über die Arbeit, seine Aufgaben überhaupt, stärkt den einzelnen und fördert seine Geschicklichkeit, sie ist in der heutigen, schnelllebigen Zeit zum Bedürfnis geworden. Gemeinsames Tragen erleichtert die Last des einzelnen, gibt Mut zum Vorwärtsschreiten, bestärkt einen in seiner Pflichterfüllung. Dies haben die Frauen erst lange nach den Männern begriffen, und sich nun in fast allen Volksschichten zusammengetan, um gemeinsam dem einzelnen und dem ganzen zu dienen." (Passus aus dem Statutenvorwort.)

Das Arbeitsprogramm, das von einer Studienkommission für Landfrauenvereine ausgearbeitet wurde, enthält folgende Leitgedanken:

1. Pflege und Erhaltung ländlicher Art.
2. Erziehung der bäuerlichen Jugend zur Berufstreue.
3. Förderung des beruflichen Bildungswesens.
4. Förderung der Produktenverwertung durch weitgehende Selbstversorgung, Organisation des Verkaufes.
5. Zusammenarbeit mit andern Frauenorganisationen.

Das Arbeitsprogramm stellt nun zwar die ethischen Ziele in den Vordergrund, bei der Krise der Landwirtschaft ist es zu begreifen, wenn die Bäuerinnen die wirtschaftlichen vorderhand mehr ins Auge fassen. „So lange der Bauer am Sonntag sein Huhn im Topfe hat" — irgend ein längst verstorbener Regent hat seines Volkes Wohlfahrt nach diesem Maßstab gemessen —, wenn es dem Bauer gut geht, dann geht es dem ganzen Volke gut. Darum soll der Bauer und seine Gehilfin auf dem Wege der Selbsthilfe sich bessere Existenzmöglichkeiten schaffen. Dazu gehört in erster Linie die Produktenverwertung. Der Absatz für das einheimische Gemüse muß durch Qualitätsware verbessert werden. Durch Qualitätsware auf dem Gemüsemarkt ist die Konkurrenz der importierten Gemüse und Früchte, wenn auch mit nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten aus dem Felde zu schlagen. Den Wünschen des Konsumenten ist künftig mehr Rechnung zu tragen. Ein gewisses Vertrauensverhältnis zwischen der Stadtbevölkerung und der Landbevölkerung, zwischen Konsument und Produzent muß angebahnt werden. Um die Einführung solcher Qualitätsmärkte haben sich schon verschiedene Vereinskörperschaften bemüht. Im Bernbiet besteht seit nun bald Jahresfrist jeweilen an den üblichen Markttagen in Langenthal ein Qualitätsmarkt. Die Veranstalter desselben haben bereits allerhand Erfahrungen gesammelt. Der erste Qualitätsmarkt hatte sich über alles Erwarten gut angelassen. Freilich wurden seine Ziele anfänglich nicht durchwegs richtig erfaßt, die Produzentinnen mußten von fachmännischer Seite zuerst noch „erzogen" werden. Auch in Burgdorf soll nun den Bedürfnissen für einheimisches Gemüse durch Einführung des Qualitätsmarktes Rechnung getragen werden. Schaffhausen und Moudon sind uns schon seit Jahren voran, mit Erfolg und Geschick sind dort rührige Frauen ans Werk gegangen.

Die ethischen Ziele umfassen das umfangreiche Gebiet der Bauernkultur. Mit Recht hat man die Lockerung bäuerlicher Sitten und gesunder Bodenständigkeit als Gefährdung kostbaren Kulturgutes erkannt. Diesem drohenden Zerfall soll nun in der Zusammenarbeit der Landfrauenvereine entgegengearbeitet werden. Hier ist es wiederum Sache der Bäuerin als der Trägerin des gesunden, soliden Bauerngeistes, ihren Einfluß geltend zu machen. Neben der persönlichen Eignung muß Gelegenheit zur Aneignung des erforderlichen Rüstzeuges zum Bäuerinnenberuf geboten werden. Dies soll durch Vorträge und Kurse verwirklicht werden. Wohl haben wir gute Land- und Hauswirtschaftsschulen, die bauernkulturellen Fragen nicht aus dem Wege gehen, leider aber sind nicht alle Bauerntöchter in der glücklichen Lage, einen Aufenthalt in einem solchen Konvikt zu ermöglichen. Außerdem ist die Bildung unserer Bauerntöchter noch nicht abgeschlossen, wenn sie die obligatorische Kurszeit solch einer Haushaltungsschule hinter sich haben. „Man lernt nie aus." Diese Devise gilt im besonderen für die Jungbäuerin. Es gibt immer noch hinzuzulernen. An die Fähigkeiten der Bäuerinnen werden große Forderungen gestellt. Aber auch die Gemütsbildung soll mit der beruflichen Hand in Hand gehen. Deutschland und Dänemark haben Bauernhochschulen. Sie stehen der Jungbauerngeneration beiderlei Geschlechtes offen. Dort sollen sie lernen, mit vertiefter Liebe zur heimatlichen Scholle dem Sinn des Lebens entgegen zu wachsen. Ein gesundes Volk soll uns im Bauernvolke groß gezogen werden.

Feuilleton.

Benit Gull.

Cécile Ines Loos.

(Fortsetzung.)

Benit ist gekränkt, diese Antwort hatte er nicht erwartet. Von da an ist er auch nicht mehr gut zu der Mutter. Er trägt ihr kein Holz mehr in die Küche und trocknet ihr nach dem Nachtessen das Geschirr nicht mehr ab. Sie hat ihm die Kathleen verheyrt, und daran glaubt er. Wenn er einst eine arme Frau ins Haus bringt, so wird er der Mutter keinen Kuß geben. Nein, das wird er nicht tun. Um armer Frauen willen braucht er den Segen der Mutter nicht. Sie aber seufzt und stellt das Kinn herum: Nur Undank hat man mit den Kindern, wenn man ihr Bestes will, so verachten sie einem. Das ist ihr Lohn. Uebelgelaunt steckt sie das Geld ein, das der Benit ihr nach wie vor von seinem Arbeitslohn abgibt. Aber er legt es ihr nicht mehr in die Hände, er legt es auf das Gesimse über dem Herd.

Benit hat nun sein bleibendes Heim gefunden bei den Freunden auf dem Karberg. Auch nach dem Nachtessen eilt er dorthin. In seinem Verdruß um Kathleen hat er einen Plan zusammengeklaubt. Denn das hat er sich vorgenommen: Er wird das ärmste Mädchen heiraten, das er findet, um sicher zu sein, daß sie ihn auch liebt. Und dann wird er arbeiten. Ja, er wird arbeiten und Geld verdienen. Er wird ihr auch schöne Kleider kaufen, Ketten um den Hals und Ringe an den Händen, bis sie seiner Kathleen gleicht und auch den Kopf in den Nacken wirft, weil sie niemand nichts schuldig ist. Das wird er aus ihr machen und niemand zu danken brauchen für die schöne und vornehme Herkunft seiner Braut. Und er wird der Mutter sagen können, nun habe ich eine geheiratet, die mich liebt und dennoch reich ist. Aber du hast keinen Teil daran. Und er wird ihr auch nichts geben vom Reichtum, der Mutter . . .

Hätte sie ihm die Kathleen gelassen wie sie war.

Die Mädchen in der Stroler wissen nicht recht, wem es gelten soll. Und der Benit Gull ist auch ein kleiner Teufel. Er hat irgendein Spiel und versteckt es gut im Kopf, sodaß nicht einmal die Burschen wissen, was sie davon halten sollen. Solange man Mädchen schmeichelt, denkt der Benit, halten sie einem zum Narren. Und nun sollen sie nicht mehr mit ihm spielen. Nun hat er genug. All sein erübrigtes Geld setzt er für Vergnügungen aus an den Reisen, die er größtenteils allein zahlt. Er läßt auch Wein und Bier auftragen, und für die Mädchen Leckereien, aber unter der Bedingung, daß sie alle mitkommen. Es sei lustiger so, sagt er. Aber im Hintergrund hat er seinen festen Plan. Sie glauben es alle auch, daß es so lustiger ist. Wieso sollte es nicht angenehm sein mit vielen zusammen, wenn einer alles bezahlt. Der Benit, kommen sie überein, stamme wahrscheinlich von reichen und vornehmen Verwandten, und dadurch steigt er in ihrer Achtung. Benit dagegen singt und spielt mit und zahlt die Rechnungen, aber unterdessen beobachtet er die Mädchen. Wenn welche ihm schön tun und sich an ihn heranmachen, so schließt er sie stillschweigend aus dem Kreise der noch Erwählten aus. Er will die zur Frau nehmen, die sich gar nicht an ihn heranmacht. Mit jedem Sonntag wird die Auswahl kleiner, und zuletzt sind es nur noch drei, die in Betracht kommen. Am Ende von sechs Wochen hat er von den dreien nur noch eine im Kopf. In der Aermelschürze hat er sie getroffen im Garten bei ihrem Bruder. Und als er sie geküßt hat, ist sie so erschrocken gewesen, daß sie den ganzen Korb mit Bohnen aus der Hand fallen ließ. Und diese muß es nun werden. Sie heißt Mitti Penn.

Am ersten Mai ist Mitti zum ersten Mal ins Haus gekommen und hat Benits Mutter ein Körbchen mit gedörrten Pflaumen mitgebracht. Ueber die saubere Aermelschürze hat sie einen neuen, weißen Kragen gehefstet und ihre Füße in Schuhe gesteckt. „Das ist mein Mädel", sagt der Benit und spreizt die Füße auseinander, währenddem er die Hände auf den Rücken legt. Die Mutter gibt der Schwiegertochter verlegen die Hand und sagt: „Ha, ja, du hast ja recht breite Hände zum Schaffen. Ein Mädel muß auch schaffen können, das ist doch besser als so ein lumpiges und halbstädtisches Ding." Sie läßt den Mund offen stehn und schaut zum Sohne hinüber. Sie wäre bereit, ihren Standpunkt noch weiter zu verteidigen, aber sie weiß nicht, was der Benit denkt.

Benit Gull legt seine Lippen weich auf einander, schaut mit seinen kurzsichtigen Augen über die Mutter hinweg und lächelt ein wenig in den Mundwinkeln. Die Mutter weiß nicht, wie sie es deuten soll, um aber den bereits zu einem Grinsen verzogenen Mund noch zu etwas zu benutzen, sagt sie zu Mitti: „Hast ja wenigstens einen verliebten Bräutigam gefunden." Dann schließt sie den Mund und wundert sich im Stillen, daß ihr Sohn ein so wenig hübsches Mädchen mit etwas vorstehenden Zähnen liebt. Er hätte eigentlich doch eine bessere heiraten sollen, aber sie kann ihm das jetzt nicht sagen. Mitti fühlt sich beklommen und lächelt scheu von einem zum anderen, dann schaut sie mit einem flehentlichen Blick von unten herauf in Benits Augen. Im Grunde genommen ist sie immer noch verlegen, wenn er kommt. Ja, richtig verlegen. Aber wenn er sie in die Arme nimmt, dann scheint es ihr ein so unerhörtes Glück, ihn zum Manne zu bekommen, und sie möchte ihn dann den ganzen Tag küssen, ihm auf den Knien sitzen und zärtlich zu ihm sein. Nie hat sie gedacht, daß die Liebe so schön sei. Auch wenn er nicht mit ihr spricht, sieht sie ihn unverwandt an und lächelt vor demütigem Glück. Und sie möchte zu ihm sagen: „Du, gelt du, wir wollen immer ganz arm und bescheiden bleiben, und uns einfach lieb haben." Dieser Wunsch sitzt ihr zu äußerst auf den Lippen, wenn sie so von unten herauf den Benit ansieht. Er aber schließt weich den Mund zu, und schaut weit, weit über sie hinweg, und lächelt gegen jemand, den sie nicht kennt, und den sie auch unmöglich selbst vorstellen kann. Dieses Lächeln an Benit erfüllt Mitti mit großem Harm.

Benit dagegen ist zur Ueberzeugung gekommen, daß arme Mädchen viel besser zu lieben verstehen, als die dummen und aufgeblasenen Reichen, die sich sogar für die Liebe noch zu vornehm dünken. Und er lächelt tatsächlich Mitti zu. Wenn auch noch in weiter Ferne. Auch wenn sie es selber noch nicht ahnt. Ein ganz klein wenig lächelt er auch der Mutter zu. Dieser zwar eher spöttisch, daß sie doch nicht recht behalten wird. Mitti aber lächelt er siegessicher zu. Eines Tages wird er ja aus ihr, die er in der Aermelschürze angetroffen hat, die große und reiche Dame machen, mit Pelzen und Muffen und Ringen. Man wird sie in der Stadt kennen. Man wird sie auch beneiden, denn er wird dann ein großes und schönes Haus besitzen. Wahrscheinlich einen Wagen oder Pferde und Hunde, und auch Bediente. Man wird sagen, das ist der Großkaufmann Gull . . . Dann wird er Mitti in der Stadt umher fahren und sie wird echte und glitzernde Ringe an gepflegten Händen tragen und neben ihr schmiegen sich zwei seidige Püppchen von Kindern mit zarten Füßchen und hellblonden Löckchen in die Wagenkissen. Und wenn sie aussteigen, werfen sie die Köpfchen ein wenig in den Nacken und sagen über die Schulter hinweg: „Pa-

Ein großes, unbestelltes Feld der Wirksamkeit steht den Landfrauenvereinen offen.

Leider aber tauchen um diese Neugründungen noch verschiedene falsche Gerüchte auf. Die Landfrauenvereine bezwecken nicht Absonderung von der Stadt, sondern eine engere Fühlungnahme zwischen Stadt und Land.

„Landfrauenvereine" verleitet auch zu falschen Begriffen. Es ist nicht absolut notwendig, daß sich diese Vereine ausschließlich aus Bäuerinnen rekrutieren. Sehr wertvoll kann die Mitarbeit der Frauen anderer Stände sein. Wenn nun die Pfarrfrau, die Doktorsfrau, die Lehrersfrau, oder die Handwerkersfrau sich in den Dienst der Sache stellen wollen, so kann ein ersteuliches Zusammenarbeiten erreicht werden. Ausschließlichkeit und Absonderung würden das Ziel gefährden.

Freuen wollen wir uns aber, wenn unsere Bäuerinnen, die bis heute sozusagen durch Tradition immer ans Haus gefesselt waren, durch den Zusammenschluß der Landfrauenvereine sich ihrer Würde, aber auch ihrer Pflichten als Staatsbürgerinnen in einer starken Volksgemeinschaft bewußt und dadurch zu einer gewissen geistigen Beweglichkeit erzogen werden. M. Sch.

Moderne Heimarbeit im Kanton Thurgau*)

Den Leserinnen des Schweizer Frauenblattes dürfte noch in Erinnerung sein, daß wir vor ca. 2 Jahren Auszüge aus dem Bericht der Heimarbeits-Enquête der Sozialen Käuferliga veröffentlichten, welche hauptsächlich Angaben über Lohn, Arbeitszeit, allgemeine Verhältnisse der Heimarbeit enthielten. Jene Angaben waren zum größten Teil dem vorzüglichen Gesamtbericht über die Enquête von Frau Dr. M. Gagg entnommen, sowie dem sehr anschaulichen kantonalbernischen Bericht von Frl. Wild.

Heute nun liegt eine kleine Broschüre im Druck vor über die Resultate der Enquête im Kt. Thurgau, ebenfalls von Frau Dr. Gagg. (Der Gesamtbericht hatte aus Mangel an Geld leider nicht gedruckt werden können, während für die Herausgabe der jetzigen Arbeit die Regierung des Kantons Thurgau die Kosten trug.) Frau Dr. Gagg hat im Jahr 1925 die Erhebungen im Kt. Thurgau selbst durchgeführt, und verfügt darum über Einblicke und Erkenntnisse aus erster Hand, welchen durch die wissenschaftliche Schulung der Verfasserin als Nationalökonomin erhöhte Bedeutung zukommen.

Es handelt sich in dieser Broschüre nicht so sehr darum, noch einmal die früheren Daten über Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Heimarbeiterin statistisch darzustellen, sondern vor allem darum, prinzipiell Stellung zu nehmen zum Problem der Heimarbeit und Mittel und Wege zu suchen, um die offensichtlich schweren Nachteile, welche dieser Erwerbsart anhaften, auf ein möglichst geringes Maß zu reduzieren. In vielen Kreisen ist man der Ansicht, diesen Mißständen würde am besten gesteuert, wenn die Gesetzgebung darauf ausginge, die Heimarbeit überhaupt unmöglich zu machen. Die moderne Heimarbeit ist aber etwas ganz anderes als früher, nämlich nicht mehr ein aussichtsloser Versuch von häuslichen Arbeitern, mit der Fabrik in Konkurrenz zu treten, sondern sie ist in den weitaus meisten Fällen ein notwendiger Teil der Fabrikarbeit selber, sei es, daß in der Heimarbeit eine Vorbereitung zur Herstellung des Produktes erledigt werde, oder das Finish, oder Zwischenstadien; sozusagen immer stellt die Heimarbeit jenen Teil der Fabrikarbeit dar, der aus betriebstechnischen oder organisatorischen Notwendigkeiten von der Fabrikleitung ausgegeben wird. Sie ist auch ein notwendiger Regulator der saisonmäßigen Schwankungen und gestattet der Fabrikleitung, ihre festangestellte Belegschaft ungefähr in den Zahlen zu belassen. Vor allem aber bietet die Heimarbeit einem großen Kreis von Frauen, die durch Familie, Alter, Krankheit, körperliche oder geistige Gebrechen ans Haus gebunden sind oder sonst aus einem Grunde im normalen Arbeitsbetrieb der Fabrik nicht mitkönnen, eine willkommene und durchaus notwendige Verdienstmöglichkeit, die für diese Kategorie von Erwerbstätigen auf keine andere Weise als durch die Heimarbeit zu erreichen ist. Es kann sich darum bei der heutigen wirtschaftlichen Lage nicht um Abschaffung, sondern nur um Sanierung der Heimarbeit handeln. Diese ist aber nicht mit einer Festsetzung von Mindestlöhnen erreicht, weil durch Mindestlöhne eine Menge von alten und mindererwerbsfähigen Leuten, die nur sehr wenig verdienen können, ausgeschaltet würden. Zuerst, meint Frau Dr. Gagg, muß das Arbeitsverhältnis der Heimarbeiterin geregelt werden; so sollte obligatorisch werden, daß jeder Heimarbeitsauftrag nach Lohnansatz, Menge und Ablieferungstermin schriftlich fixiert würde; ferner sollte das Abzugswesen für fehlerhafte Arbeit geregelt werden sowie Vorschriften erlassen über eine rasche Abwicklung der Neuausgabe und Ablieferung von Heimarbeit. Die Heimarbeiterin muß die Möglichkeit haben, sich im Notfalle unbehindert bei ihrem Arbeitgeber über die Angestellten, die die Arbeitsaufträge verteilen (Fergger), beklagen zu können; ebenso sollten sie an dritter, unabhängiger Stelle event. gegen den Arbeitgeber Klage erheben können, in einer Art und Weise aber, daß sie nicht deshalb schon die Arbeitsstelle riskiert. Wären alle diese Voraussetzungen erfüllt, dann könnte auch die Festsetzung von Mindestlöhnen sanierend wirken.

Frau Dr. Gagg hofft, daß von der kleinen, aber prinzipiell wichtigen Broschüre endlich wieder ein Anstoß gegeben werde, die Heimarbeits-Schutzgesetzgebung zu fördern, hat doch der Bundesrat selbst kurz nach Kriegsende erklärt, daß es zur Einleitung einer wirksamen Hilfe eher zu spät, denn zu früh geworden sei. Wer die Verhältnisse in der Heimarbeit nur einigermaßen kennt, muß zugeben, daß die Heimarbeit, ohne alle Schwarzfärberei, ein dunkler Punkt unseres Wirtschaftslebens ist und es darum an der Zeit wäre, daß hier durch eine geeignete Gesetzgebung eingegriffen würde. R. K.-F.

*) Moderne Heimarbeit im Kt. Thurgau. Erfahrungen aus der Heimarbeitsenquête im Kt. Thurgau 1925, von Dr. rer. pol. M. Gagg. Druck von Huber u. Co., Frauenfeld.

Für die russischen Brüder.

Hilferuf der Schweiz an alle Völker.

Dieser Aufruf wurde in mehreren Ländern veröffentlicht im Mai 1930.

Ein Schrei des Schmerzes und der Entrüstung geht durch alle zivilisierten Länder. In Rußland sind alle Gläubigen heftigen Verfolgungen ausgesetzt. Die heiligsten Rechte des Mannes, die Ehrfurcht vor der Frau, die Würde des Kindes werden mit Füßen getreten. Greueltaten werden überall verübt. Die Märtyrer zählen schon zu Tausenden.

Selbsttäuschung ist nicht mehr erlaubt. Zwölf Jahr lang hat die Gleichgültigkeit der übrigen Staaten den Mut der antichristlichen Mächte gestärkt. Heute ist das ungezügelte Vorgehen der Sowjetregierung eine wirkliche Gefahr für das Abendland. Diese grausamen Verfolgungen, die in unermeßlichen Gebieten wüten und immer weiter um sich greifen, treffen alle zivilisierten Nationen, die ganze Christenheit, die gesamte Menschheit.

Die älteste Republik der Welt, die Schweiz, die mit den Verfolgten tiefstes Mitleid fühlt, und die sich gegen die Tyrannei auflehnt, sendet über Landesgrenzen hinaus an alle Völker den entschiedensten Protest, den dringendsten Hilferuf.

Sollen wir im 20. Jahrhundert des christlichen Zeitalters dulden, daß eine Herrschaft der Schande und der Barbarei Oberhand gewinnt, daß sich die Greueltaten eines Nero wiederholen? Würdige, zielbewußte Bürger! Retten wir die Ehre der zivilisierten Nationen; widersetzen wir uns mit allen Kräften der Verlängerung dieser Herrschaft. Christen aller Kirchen! Eine heilige Aufgabe steht klar vor uns; seien wir entschlossene Verteidiger der Gerechtigkeit.

Die Stunde des Eingreifens hat geschlagen. Möchten unsere nachdrücklichen und anhaltenden Proteste alle Männer hinreißen, die für das Schicksal der Völker verantwortlich sind! Verlangen wir rasches Einschreiten der Regierungen unserer Länder und des Völkerbundes. Die Sowjetregierung muß dem Aufschrei aller Völker weichen.

Die internationale Liga „Für das Christentum" erläßt diesen Aufruf, welcher die Gesinnung der gewaltigen Mehrheit des Schweizervolkes ausdrückt. Diese Liga, die in der Schweiz durch hervorragende Persönlichkeiten unterstützt wird, ist eine unabhängige Hilfsbewegung der Laien, die zum Siege des Christentums in der Welt beitragen will. Zentralsekretariat: Lausanne.

Für die Märtyrer!

Die Verfolgungen und Greueltaten der Sowjetregierung gegen die Gläubigen in Rußland dauern an. Der erste Ansturm aufrichtiger Nächstenliebe und der Entrüstung unseres Volkes zugunsten der Opfer darf nicht fruchtlos abflauen.

Der Völkerbund, dem sich aller Blicke in dieser Angelegenheit zuwenden, hält seine Versammlung im Monat September. Die Schweiz ordnet ihre Vertreter dahin ab. Das Schweizervolk muß seine Stimme geltend machen.

Seit Jahren herrscht im weiten Rußland eine Tyrannei und eine Barbarei, die unserer Zeit zur Schande gereicht. Alles fordert uns zum Protest auf: unser Menschlichkeits- und Gerechtigkeitsgefühl, die Würde und Ehre der Schweiz, die Gegenwart und Zukunft des Christentums.

Im Anfang dieses Jahres schon hat die Liga „Für das Christentum" einen Aufruf erlassen, der von höchstgestellten Persönlichkeiten unseres Landes unterzeichnet wurde; heute wendet sich diese Liga an das Schweizervolk in seiner Gesamtheit mit der dringenden Bitte, Unterschriftenbogen folgenden Inhalts zu unterzeichnen:

In Anbetracht, daß:

1. die grausamen Verfolgungen gegen die Gläubigen aller Konfessionen in Rußland andauern,
2. die Sowjetregierung gegen das Christentum, Grundlage des moralischen Fortschrittes in der Welt, einen schrankenlosen Kampf fortführt,
3. eine wachsende Gefahr für unsere gesamte Zivilisation dadurch entsteht,

ersuchen die Unterzeichneten den hohen Bundesrat, beim Völkerbund schon an der nächsten Versammlung zu erwirken, daß die Gewissensfreiheit in Rußland wie in allen zivilisierten Ländern gesichert werde.

NB. Jeder Volljährige, Schweizer oder Schweizerin ist zur Unterzeichnung berechtigt.

Jedermann, ohne Unterschied von Lebensstellung und Kirche, wird inständig gebeten, unverzüglich solche Listen zu verlangen, um sie in Bekanntenkreisen zirkulieren zu lassen. Abgabestelle: Liga „Für das Christentum", Lausanne.

Auf zur Tat!

Sekretariat der Liga „Für das Christentum."

Kindersegen? Aufstiegsmöglichkeiten.

Wenn man all die Vorschläge liest von Einführung von Soziallohn, von Familienzulagen, wenn dabei über die Familie geschrieben und geredet wird, so wird es heute oft in einer Art getan, als sei Familie mit Kindern haben nur eine schwere Belastung, der kein Gegengewicht an Vorteilen und Freude gegenüber stände. Früher sprach man vom Kindersegen; heute ist dieses Wort fast ganz außer Kurs geraten. Und doch bedeutet heute noch das Erscheinen eines Kindes immer wieder ein Schöpfungswunder. Jedes Kind kann für die ganze Familie eine Aufstiegsmöglichkeit werden. Durch das Kind ist die Familie mit der Zukunft verbunden. Normale Kinder sind die beste und schönste Altersversicherung der Eltern, ihre Ruhestätte für das Alter.

Hat nicht die Familie den Ledigen gegenüber viel voraus?

Wenn der ledige Mensch die Reichhaltigkeit des Lebens erfahren will, muß er in die Welt hinausgehen und alles selbst erleben. Und der verheiratete Mensch? Wie ist er durch jedes Kind mit irgend einem Bezirk des Lebens verbunden, wie viel lernt, erfährt er durch seine Kinder? Wie wird sein Leben reich durch sie, besonders dann, wenn sie in Schule, Berufslehre und in das Leben hinaustreten! Wenn er Kinder hat mit normalem Gefühlsleben, wie viel sicherer und umsorgter ist sein Alter durch sie? Der ledige Mensch wird wie oft seine alten kranken Tage irgendwo im Spital, im Altersasyl zubringen müssen, wo jeder Tag angerechnet und bezahlt werden muß; der verheiratete Mensch darf in vielen Fällen hoffen, daß er seine letzten Tage im Kreise der Seinen zubringen kann, er weiß, wo er sein müdes Haupt hinlegen wird. Ich meine, wir sollten all die Kraft des Zusammenschlusses, all die Entwicklungsmöglichkeiten, die in der Familie liegen, heutzutage mehr betonen. Die Familie ist eine Macht, die die Welt anerkennt, der gegenüber die Welt lange nicht so mutig und angriffslustig ist, wie gegenüber dem ledigen Menschen.

Wir betonen, dünkt es mich, auch zu wenig die Aufstiegsmöglichkeiten, die gerade bei uns in der Schweiz vorhanden sind, dadurch, daß gute Schulbildung, und zwar unentgeltliche, jedem Kinde zugänglich ist. Auf diesem Gebiet ist die Schweiz wirklich demokratisch. Was das bedeutet? Daß das ärmste, begabte Kind in bessere Lebensverhältnisse emporsteigen kann. Aus unserer Familie ein Beispiel. Als wir Kinder waren, mußten Vater und Mutter jedes an die Arbeit gehen. Wir waren arm; aber wir wußten's nicht; wir waren ja gesund. Die Mutter ging oft taglöhnen und waschen. Dann machten wir uns, wir zwei Kinder, unser kleines Mittagessen selbst und holten glückselig abends die Mutter ab. Wir gingen in die Primarschule, später in die Sekundarschule, die in unserer Stadt immer unentgeltlich war. Man hatte sich nur die Schulbücher anzuschaffen. Später gings ins Seminar, dann noch auf die Hochschule, alles aus den eigenen, kleinen finanziellen Mitteln. So stieg man hinauf, dank zum großen Teil den demokratischen Schuleinrichtungen der Stadt, dank der Staatsschule. Ein anderes Beispiel aus nächster Bekanntschaft. Ein Vater starb und ließ 8 Kinder zurück, von denen das Aelteste in der Lehre, das Jüngste zweijährig war. Keine finanziellen Mittel vorhanden, nur Intelligenz. Die Kinder erfuhren, was Not ist. Sie konnten aber die guten Schulen ihrer Ortschaft durchgehen. Der Aelteste wurde Bankdirektor, ein anderer Sohn Nationalrat, von den Töchtern doktorierte eine und wurde eine berühmte Führerin.

Ich meine, das Beste, was ein Volk, ein Staat seinen Kindern bieten kann, sind die Bildungsmöglichkeiten; ich meine, daß wir bei der Betrachtung der Familie nicht vor allem die Mühen und Sorgen des Kinderaufziehens beleuchten, sondern auch all das Schöne, Gute, Große in den Vordergrund stellen wollen, das der Mensch nur durch die Familie, und sei es auch die unbemittelte, finden kann.

G. St.

Die Doppelbelastung der Frau in Familie und freiem Berufe.

Jede Diskussion über das Problem der Vereinigung eines Erwerbsberufes mit dem Mutterberufe zeigt, wie groß die Schwierigkeiten sind, die bei den verschiedenen Arten von Berufen zu überwinden sind. Im Falle der Industriearbeiterin ebenso wie bei der öffentlichen Angestellten und Lehrerin stellt die Erfüllung der Berufsaufgaben neben den Leistungen als Mutter und Gattin ganz ungewöhnliche Anforderungen. Während eine Gruppe von Frauen energisch dafür eintritt, daß durch gesetzliche Maßnahmen die berufstätigen Mütter körperlich geschützt würden und daß die Ueberbelastung der geistigen Arbeiterin durch obligatorische oder fakultative Einschränkung der Berufsarbeit vermieden würde, ist ein anderer Teil von Frauen ebenso ängstlich darum bemüht, alle Schritte zu irgendwelchen Erweiterungen des Mutterschutzes zugunsten von Frauen in höheren Berufsstellungen zu vermeiden. Denn sie sehen in solchen Schritten eine Gefahr für das weitere Vordringen der Frauen in die Bezirke prominenter Berufsstellungen. In Perioden einer Wirtschaftsdepression, in Staaten, in denen sogar die Vorschrift des Zölibates als Waffe gegen die Berufskonkurrenz der Frau gebraucht wird, kann das zähe Festhalten an den schwer erworbenen Berufsmöglichkeiten kein Erstaunen erregen. Man will keinen Anlaß für neue Vorwände im Abwehrkampf gegen die qualifizierte Frauenarbeit entstehen lassen.

Die Eroberung der freien Berufe durch Frauen scheint einen doppelten Vorteil zu bringen. Hier braucht es keiner gesetzlichen Schutzbestimmungen, um sich die für die Erfüllung doppelter Aufgaben notwendige Freiheit zu schaffen. Hier gibt es keine Amtsstunden, keinen äußeren Zwang. Und überdies ist auch der Leistungsfähigkeit der Frauen keine so unmittelbare Schranke gesetzt wie durch eine engherzige Dienstpragmatik oder sonstige Verordnungen. Hier kann der Aufstieg der Frauen rascher erfolgen als in bureaukratisch geführten Betrieben. Und das Tempo des Vorwärtskommens ist für die Frau aus vielen Gründen ganz besonders wichtig. Während viele Männer ihre besten Leistungen erst in einem Alter über fünfzig Jahren vollbringen, liegt für die Frau der Höhepunkt ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit jedenfalls vor diesem Zeitpunkt. Und gerade die körperliche Leistungsfähigkeit spielt bei der Frau, die zwei Berufe ausfüllen soll, eine besonders große Rolle.

Bei dieser Sachlage ist es auf den ersten Blick erstaunlich, daß in Europa gerade in den freien Berufen von Frauen relativ weniger geleistet wurde als in Beamtenstellungen. Und daß gerade verheiratete Frauen und Mütter in freien Berufen verhältnismäßig selten Spitzenleistungen vollbrachten. Wenn wir betonen, daß gerade in Europa die Vereinigung von Mutterschaft und freiem Berufe selten gelang, liegt hierin schon ein Hinweis auf einen Erklärungsgrund. In den Vereinigten Staaten gibt es sehr viele Mütter in prominenter freier Berufsstellung. Hiebei spielen ökonomische Probleme eine wichtige Rolle.

Die ökonomische Eigenart der freien Berufe liegt darin, daß hier Leistungen zu vollbringen sind, die erst auf dem Markte, im Getriebe der freien Verkehrswirtschaft wirtschaftlich bewertet werden. Das Einkommen aller in freien Berufen tätigen Frauen läßt sich im vornhinein nicht schätzen. Es ist oft nicht einmal sicher, ob der Erlös mühevoller Arbeit, z. B. in der wissenschaftlichen oder schriftstellerischen Arbeit oder auch in der ärztlichen Praxis die aufgewendeten Kosten decken wird. Ein solches Risiko kann von Frauen wohlhabender Männer viel leichter übernommen werden als in einem verarmten Mittelstand. Dieses Risiko ist an sich kleiner in aufblü-

---

pa, reich mir noch mein Spielhündchen heraus, das in der Wagenecke liegt." Sie werden sogar ein kleines schnippisches Mäulchen machen und der Großmutter, wenn sie auf Besuch kommt, sehr vorsichtig zwei kleine Fingerspitzen reichen . . .

O ja, so werden sie aussehen. Wie die Kathleen, nur noch viel, viel schöner. Und die Mutter wird dann nicht recht haben mit ihrer widerlichen Armut, die sie allein anpreist. Im Gegenteil, gerade sie soll es noch erfahren, was es heißt, der reichen Schwiegertochter zu begegnen, die nicht stolz ist, nein, aber anmutig und lächelnd bis ins hohe Alter, weil ihr nichts fehlt zu ihrem Glücke.

Ja, gerade sie soll es erfahren . . .

So zog Benit Gull in die Stadt mit Mitti, weil sein Blut ihn dahin trieb. Und es hatte bereits schon einen starken Zug. Und viel stärker, als die Mitti ahnte, da sie die ersten Einkäufe mit Benit zusammen machte, und er ihr nach dem Nachtessen, wie einst der Mutter, das Geschirr abtrocknete. Freilich hätte auch die Mutter gerne teil genommen an diesem Umzug in die Stadt und sich in des Sohnes Haushaltung hineingesetzt. Der Zug nach Geld in Benits Blut schien ihr nicht unangenehm und die Schwiegertochter mit der Aermelschürze nicht schwer im Zaume zu halten, sodaß sie, wenn auch nach außen arm, doch frohen und gesättigten Tagen entgegensehen könnte. Auf diese Weise würde sie dann zwei Kinder haben, die ihr zu willen waren, statt nur eines, und ihres Lebens Erfahrung war dahin gegangen, daß sie verstand, daß man Armen besser befehlen konnte als Reichen, die einem ihres Geldes wegen nicht nötig hatten. Diese bittere Erfahrung hatte sie aus ihrer Ehe gezogen, in welcher es ihr nicht zu Teil wurde, daß sie die Oberherrschaft über den Mann gewann, sondern immer wieder an einer letzten Unnahbarkeit scheiterte. Und dies sollte ihr nun im Sohne nicht wieder erblühn. Einmal in ihrem Leben hoffte auch sie das Dasein nach ihrem Wunsche gestalten zu können. Und aus diesem Grunde würde sie auch eine noch weniger liebliche Schwiegertochter als Mitti Penn mit in den Kauf genommen haben, wenn sie sich nur von ihr lenken ließ.

Sie sprach: „Ja, es ist wohl besser, ich komme mit in die Stadt, denn ich könnte euch doch nützen, und vielleicht wirst du, Benit, und deine junge Frau noch froh sein, die Mutter zu Hause zu haben, die immer an der Kunkel sitzt und euch jungem Volk die Vergnügen überlässt . . ." Sie hatte gehofft, mit dieser geschickten wie bescheidenen Rede den Sohn zu bestimmen. Der aber sprach: „Das geht nicht, Mutter. Ihr müßt in dem Häuschen bleiben, das uns gehört, und das Geld zum Unterhalt werde ich euch nach wie vor schicken." Damit drehte er ihr den Rücken. Es lag ihm daran, den Zug der Armut aus seinem zukünftigen Hause für immer fern zu halten.

Und das Geld war ihm gut. Es kam willig auf ihn zu. Der Wille im Blut zog es an. Man gab ihm Ehre in den Geschäften. Wenn er die Lippen weich übereinanderlegte und freundlich und ohne Angst der Dringlichkeit über alle hinwegsah, so erweckte er Vertrauen. Arbeiten konnte er auch, es machte ihm Spaß, und sein Streben war, vorwärtszukommen, ohne daß er sich dabei etwa hätte belasten wollen mit Geiz und anderen kleinlichen Uebeln. Sie lagen ihm nicht. So hatte er nach drei Jahren eine schöne Stellung erreicht in seinem Geschäft und sich auch da und dort durch günstige Nebenspekulationen vorwärtsgebracht. Geld und Ehre strömten ihm zu und Benit Gull war auf dem Wege, ein reicher und angesehener Mann zu werden, aber Mitti war trotz der Liebe, die sie für ihn hatte, keine reiche und angesehene Frau.

Und daran war das Blut schuld. Das Blut, das aus Benits Herzen einen anderen Weg antrat als aus Mittis Herzen.

Und nun ist die Stadt da und das Geld um sie herum. Das Geld, das die kostbarsten Dinge hereinholt aus den glänzenden Schaufenstern: Mäntel und Kleider und jede denkbarste Ausstattung und echte Perlen sogar und Edelsteine für den, der sie will. Benit hatte eine schöne Wohnung bezogen mit einem breiten Treppeneingang. Er hat die Wände mit Bildern geschmückt und die Fußboden mit Teppichen und vor der Haustür wartet ein kleines Automobil. Er könnte in seinem Hause Gäste empfangen, so viel er wollte.

Auch Mitti ist nun auf der Straße gekleidet wie irgendeine andere elegante Frau. Sie trägt eine Pelzjacke und die kleinen Mädelchen im Wagen sind mit schönen Stoffen zugedeckt. Benit will die Mitti gerne schön frisiert sehen, er kauft ihr teures Parfum und hält darauf, daß sie sich die Fingernägel poliert. Er kauft ihr auch Bücher, belehrt sie und nimmt sie mit in Theater und Konzerte, wo die Mitti selber gebildet zwischen feinen und gepflegten Damen sitzen soll. Und zuweilen steckt er ihr einen Hunderterschein noch extra ins Töschchen, damit sie sich irgendetwas Unnötiges, Merkwürdiges kaufen solle, davon zwar niemand den Zweck einsieht, aber das ihr trotzdem reizend anstehen soll. Er studiert auch Kindermoden und läßt sich aus Geschäften der Nähe und der Ferne da und dort Gegenstände und Kleider kommen, von denen er hofft, daß sie seine Kinder zu dem machen sollen, was er gerne in ihnen gesehen hätte.

Trotzdem finden das Geld und sein Einfluß Mitti nicht. Sie konnte sich ihren Sinn nicht zu eigen machen.

Benits Wille und Weisung mit ihr taten ihr weh. Kummervoll hing sie die schönen Kleider wieder in den Schrank, zog die Aermelschürze an und trug den Hunderterschein ehrfurchtsvoll auf die Bank. Sie konnte sich nicht dazu entschließen, Benit die Mahlzeiten anderswo als in der Küche aufzutischen. Es war dies für sie kein böser Wille, sondern Demut vor angestammten Gebräuchen, die sie auch um Benits Liebe nicht meuchlings beseitigen durfte. „Aber es braucht doch weit weniger Umstände, in der Küche zu essen", sagte sie voll kläglicher Einfalt, wenn Benit Einwände dagegen erhob. Sie hatte ihre angelernten Bildungsbegriffe, und über dieselben konnte sie nicht hinausgehen. Die feinen Leute in Theater und Konzert gefielen ihr nicht, und wenn Benit sie im Laden einen teuren Parfum auswählen ließ, so zupfte sie ihn am Rockärmel, lachte hilflos mit den breiten, etwas vorstehenden Zähnen, und nannte ihn zuletzt in der Verlegenheit vor dem schönen Ladenmädchen: Einen Verschwender. Auch den Kindern konnte sie keine von diesen Feinheiten beibringen, die Benit so gerne an ihnen gesehen hätte. Sie waren nach ihr geartet und es verdroß sie des Vaters oft herrische Art. Sie wußten nicht, wie sie ihre Arme nach ihm ausstrecken sollten. Und manchmal, wenn er in seinen schönen und geschmackvollen Kleidern im Türeingang stand und irgendeinen Scherz nach ihnen rief, liefen sie freischend in die Küche zurück und versteckten sich hinter der Mutter mit den Fingerchen im Mund. „Mußt nicht die Kinder so gelehrt machen wollen, Benit", sagte Mitti, „sie können es ja nicht wissen, wie du es liebst."

Dieses und anderes ließ auch in Benit den Verdruß über Mitti hinaufwachsen wie wilde und böse Brennesseln, über ein niederes Gartenmäuerchen des Verständnisses. Hatte er denn nicht Geduld mit ihr, und war es wirklich so schwer, die angenehme und wohlhabende Frau zu spielen, von der er schließlich nur verlangte, daß sie lache und schelmisch ein wenig den Kopf in den Nacken werfe wie . . .

(Schluß folgt.)

henden Volkswirtschaften, die jede individuelle Leistung auch materiell anzuerkennen gewillt sind als in Volkswirtschaften, die unter einer chronischen Depression leiden. Wir sehen ja auch bei den männlichen Vertretern freier Berufe eine immer stärkere Tendenz zur Verbeamtung, besonders deutlich z. B. in der Ärzteschaft. Aber auch in der Industrie nimmt die Unternehmungsmüdigkeit in erstaunlichem Maße zu. In ökonomischer Hinsicht ist jeder, der einen freien Beruf gewählt hat, Unternehmer. Er muß daher auch über alle Eigenschaften verfügen, die von einem Unternehmer gefordert werden, der in seinem Berufe Erfolg haben soll. Die Ärztin, die wissenschaftliche Forscherin, die Schriftstellerin, die Architektin, die Schauspielerin, die Advokatin, benötigen alle in gleicher Weise Initiative, Ausdauer, Mut, die Fähigkeit, ein Risiko zu übernehmen. Sie stehen gleichsam konstant in Kampfstellung. Hier genügt es nicht, seine Pflicht zu erfüllen, die man manchmal auch als abgespannter Mensch erfüllen kann, sondern hier bedarf es des Einfalles, der Problemlösung. Und hierzu gehört letztlich ein geniales Element. Es ist bekannt, wie sehr jeder Beruf, in dem Unternehmerqualitäten erforderlich sind, die Menschen konsumiert. Für jeden Angestellten gibt es Wochen und Stunden der Freiheit vom Berufe. Wer aber in einem freien Berufe etwas Besonderes leisten will, der gibt einen großen Teil seines persönlichen Lebens auf. Man spricht oft davon, wie schwierig es ist, mit einem Künstler verheiratet zu sein. Der Mensch, der für seine Berufsleistung seine ganze Kraft braucht, verlangt außer von seinem persönlichen Ich auch von seiner Umgebung häufig die größten Opfer. In ihm ist kein Raum für die Sorgen der Nächsten. Wir kennen aus Theaterstücken die häufig als lächerlich dargestellte Figur des Privatgelehrten, der seine Familie vernachlässigt, alle Dinge laufen läßt, wie sie wollen, soferne ihm nur die Aufrechterhaltung seiner Berufsarbeit möglich ist. Eines der schönsten Porträts des modernen Gelehrten zeichnet Sinclair Lewis im „Dr. Arrowsmith". Hier ist auch eine weitere Schwierigkeit vieler Arten von freien Berufen geschildert: Die Notwendigkeit zu materieller Opferbereitschaft, wenn materielles und wissenschaftliches Interesse in Konflikt geraten. Dr. Arrowsmith findet in seiner ersten Frau einen idealen Kameraden. Eine Frau, der nichts auf der Welt wichtig ist als die wissenschaftliche Arbeit ihres Mannes. Daß auch eine hervorragend begabte Frau einen solchen Kameraden findet, erscheint sehr unwahrscheinlich. Es ist aber ganz und gar ausgeschlossen, daß eine junge Mutter in dieser Weise rücksichtslos alles ihrer Berufsarbeit unterordnet. Wenn auch Männer nur selten die Konsequenz ziehen werden, zu der Dr. Arrowsmith gelangt: Daß er seine zweite mondäne Gattin und sein Kind verläßt, um in der Einsamkeit der Prärie allein mit einem männlichen Gefährten seiner Forscherarbeit zu leben, so würden wir eine gesunde junge Frau, die so handelt, als gänzlich unnatürlich empfinden. Und doch erfordern viele Arten von wissenschaftlicher Arbeit eine ähnliche Konzentration. Die Naturforscherin muß bereit sein, auch Nächte im Laboratorium zu verbringen. Jeder wissenschaftlich Arbeitende müßte die Möglichkeit haben, verschiedene Lehrmethoden in aller Welt kennen zu lernen. Andere freie Berufe erfordern wieder neben der unmittelbaren Facharbeit noch Leistungen anderer Art: Die Pflege gesellschaftlicher Beziehungen, eine besondere Sorgfalt in der Ausgestaltung der Wohnung, eine besonders große persönliche Anpassungsfähigkeit und anderes. Es genügt meist nicht, wenn die Frau in prominenter Berufsstellung eine ebenso gute Hausfrau ist wie unzählige andere Frauen. Sie muß ihre Pflichten noch besser erfüllen, weil sie mit dem Mißtrauen ihrer Umgebung zu rechnen hat und weil sie sozusagen in einem Glashaus wohnt. Während die Beamtin oder auch die nur wissenschaftlich arbeitende Frau einen Trennungsstrich zwischen ihrem Privatleben und ihrem Berufsleben setzen können, ist dies für die Ärztin, Advokatin, Architektin viel schwerer. Jeder Mangel in der Organisation ihres Haushaltes färbt leicht auch auf ihr Berufsleben ab, wozu bei der Ärztin noch kommt, daß sie, solange sie in der Stadt ihrer Berufsausübung weilt, Tag und Nacht auf Berufsleistung gefaßt sein muß.

Bilden die Fähigkeit der Initiative, Opferbereitschaft in materieller Hinsicht und die Notwendigkeit zu absoluter Konzentration und Ausdauer die wichtigsten Voraussetzungen, um in einem freien Berufe wirklich Spitzenleistungen zu vollbringen, so zeigen sich schon hier die besonderen Schwierigkeiten für eine verheiratete Frau und Mutter, im freien Berufe erfolgreich zu wirken. Die Fähigkeit, den Beruf der Frau ebenso ernst zu nehmen wie den eigenen, werden immer nur sehr wenige Männer haben. Sie werden sie aber besonders dann nicht haben, wenn die Berufsausübende gleichzeitig Kinder zu erziehen hat und wenn der materielle Erfolg der Berufsausübung gering ist.

Zweifellos sind die Bedingungen der heutigen europäischen Haushaltsführung im allgemeinen nicht darauf eingerichtet, der Hausfrau und Mutter die Ausübung eines anstrengenden Berufes zu erleichtern. Es gibt in unseren Gegenden wenig geschultes Personal, wenig technisch praktisch eingerichtete Wohnungen, wenig gute Kindergärten und wenig gute Internate für halbwüchsige Kinder. Die Frauen selbst, die sich in ihrer Jugend für einen Erwerbsberuf vorbereiteten, verfügen meist über eine ungenügende Haushaltsvorbildung. Noch größere Bedeutung als diesen Schwierigkeiten, die schon teilweise behoben wurden und an deren Behebung in den nächsten Jahren weiter gearbeitet werden wird, kommt der allgemeinen Wirtschaftslage zu. Scheint es auf den ersten Blick, als ob die freien Berufe der Frau Vorteile brächten, daß sie in der Zeit ihrer stärksten Inanspruchnahme durch Mutterpflichten ihre Berufsausübung einschränken kann, dann später wieder intensiv beruflich arbeiten zu können, so besteht diese Möglichkeit praktisch heute in sehr geringem Maße. Jeder auch nur zeitweilige Verzicht auf eine erreichte Position verringert die allgemeinen Aufstiegchancen. Darum ist ja auch die Lösung des Problems der verheirateten weiblichen Angestellten bei uns so besonders schwer. Die Wiedererlangung einer Stellung ist meist ausgeschlossen, eine neue Stellung zu finden in gehobenen Berufen besonders schwer. Dies ist der wichtigste Grund dafür, warum Frauen in angesehener Berufsstellung meist von vornherein auf den Mutterberuf Verzicht leisten oder erst in einem sehr späten Zeitpunkt Kinder bekommen. Und doch erscheint es sicher, daß, wenn auch für manche Berufe unverheiratete Frauen oder kinderlose Frauen besser geeignet erscheinen als Mütter, in vielen anderen Berufen und darunter auch in einigen der freien Berufe, in denen Menschen- und Lebenskenntnis, Intuition und Temperament eine so große Rolle spielen, gerade Mütter Hervorragendes leisten könnten. Die Frage ist auch darum besonders wichtig, weil ja in den nächsten Dezennien in Anbetracht der wieder gebesserten Heiratsmöglichkeiten das vielfach unfreiwillige Zölibat eine geringere Rolle spielen wird und weil wir überdies hoffen können, daß, wenn die materiellen Verhältnisse wieder bessere werden, auch der Verzicht auf Kinder nicht mehr so allgemein üblich sein wird. Wir müssen also damit rechnen, daß in den nächsten Jahrzehnten die Vereinigung von Mutterschaft und Beruf häufiger werden wird und daß, wenn die Verbeamtungstendenzen in den freien Berufen schwächer werden, die Vereinigung von Mutterschaft und freiem Berufe eine große Rolle spielen wird.

Nun stehen glücklicherweise den vielen Schwierigkeiten, die die Frau, die diese Doppelbelastung auf sich nimmt, zu überwinden hat, auch manche Vorteile gegenüber. Die Frau, die schon in den Jahren ihrer Berufsausbildung und im Berufe an strenge Einteilung ihrer Zeit, an Selbstdisziplin und große Anstrengungen gewöhnt ist, wird damit auch eine Vorschulung für viele Haushalts- und Erziehungsaufgaben mitbringen. Sie ist gegenüber der Nur-Hausfrau auch insoferne im Vorteil, als sie, wenn ihr Beruf sie innerlich bereichert, meist ein großzügigerer und lebendigerer Mensch ist. Viel Kleinkampf fällt für sie fort, viel Probleme, die Folge einer innerlichen Leere der berufslosen Frau sind, kommen gar nicht zur Entstehung. Gerade durch die Vereinigung von Mutterschaft und Beruf kann jener glücklichere Frauentypus entstehen, dessen Fehlen man oft der Frauenbewegung zur Last legte, indem man ihr vorwarf, sie hätte die Frauen nicht glücklicher gemacht. Gegenüber diesen Vorteilen muß sich aber jede Frau aller angedeuteten Schwierigkeiten bewußt sein, wenn sie selbst freien Beruf und Mutterschaft vereinigen will. Nur körperlich besonders leistungsfähige Frauen, die in ihren Bestrebungen bei ihrem Manne Unterstützung finden, die für Haushalt und Beruf gleichermaßen gut vorbereitet sind, werden zwei Berufe befriedigend vereinen können. Und auch im besten Falle werden sie infolge der Unmöglichkeit, ihr persönliches Leben dem Beruf vollständig unterzuordnen, Spitzenleistungen im Berufe nur selten erreichen können. Solche Spitzenleistungen müssen aber wenigstens von Einzelnen vollbracht werden. Und gerade wenn sie von Müttern vollbracht werden, rechtfertigen sie in besonderem Maße die alten Tendenzen der Frauenbewegung als Kulturbewegung. Aber auch jene Frauen, die auf beruflichem Gebiete nicht alle ihre Möglichkeiten erschöpfen können, weil sie die Pflichten des Familienlebens zu stark fesseln, die aber den Geist objektiver Berufsarbeit und Berufshingabe ganz erfaßt haben, haben kulturell einen Teil ihrer Mission erfüllt.

Dr. Martha Stephanie Braun.

Alles schreit nach Preisabbau!

Diesem Begehren hat die Nago Olten im Einvernehmen mit führenden Großfirmen der Lebensmittel-Branche in hohem Maße Rechnung getragen durch Lancierung von Maltinago, eines billigeren Nähr- und Stärkungsmittels aus Frischmilch, Frisch-Eiern, Kakao und Malzextrakt. Fr. 2.50 für die große Büchse (500 gr. Netto-Inhalt) ist der Detail-Preis dieses wichtigen Volks-Nähr- und Stärkungsmittels. In Großstädten, wie Zürich, Basel, Bern, Luzern, St. Gallen usw. bereits in den führenden Geschäften erhältlich. Die Einführung auf dem Lande ist ebenfalls vorgesehen und in größeren Ortschaften bereits im Gange. Gratis-Muster durch Nago Olten.

Ma. 963

Pandita Ramabai.

Die Mutter der Verstoßenen.

Mit Spannung von den Missionsfreunden erwartet, liegt es nun vor, das Lebensbild der Pandita Ramabai*). Das vortreffliche Bild läßt uns etwas ahnen von der „Unwiderstehlichkeit" dieser seltenen Persönlichkeit. Hier ist nicht die „sanfte" Hinduwitwe, deren Züge nur Ergebung, Leiden und leibliche und seelische Verkümmerung aufweisen, wie sie uns meist entgegentreten. Hier ist etwas von dem zu sehen, was der Biograph meint, wenn er davon spricht, wie gerade indische Frauen eine „zähe Kraft des Willens und Leidens entwickeln, die auf schlummernde Kräfte schließen läßt, die bei einem besonderen Anlaß erwachen können". Und das war bei Ramabai der Fall, als sie den „unbekannten Gott", nach dem sich ihr wahrheitsdurstiges Herz längst gesehnt hatte, gefunden und von ihm eine Aufgabe an ihren unglücklichen Schwestern empfangen hatte. Man muß es selbst lesen, wie die kleine Ramabai zu einer Zeit, da in Indien von 99 700 000 Frauen kaum 200 000 lesen konnten, von ihren edlen und geistig hochbedeutenden Eltern in Sanskrit unterrichtet wurde. Wie sie jung und unverheiratet mit dem Bruder von Ort zu Ort zieht, Nachkommen eines edlen Geschlechtes vornehmer Kaste, an den Pilgerstätten dem Sumpf und Elend der Verkommenheit und bittersten Not ausgesetzt, wie sie hindurchgeht mit unverletzter Seele und doch mit geöffneten Herz und Augen. So hat sie tief, tief hineingeschaut in das unsagbare Elend, in den unbeschreiblichen Jammer ihrer Schwestern, sie hat wie kein anderer vor und nach ihr gewußt um die Qualen des Leibes und der Seele, vornehmlich der indischen Witwe. Es ist gewiß nicht übertrieben, wenn von ihr gesagt ist, daß sie „mehr als irgendeine andere Persönlichkeit durch Wort und Beispiel getan hat, um die Augen aller auf die von ihr vertretene Sache zu lenken und das schlummernde Gewissen aufzuwecken". Sie warf in die Welt der Hindu einen Gärungsstoff hinein, der noch heute fortwirkt. Sie kam in eine Zeit, in der die soziale Welt der Hindu viel mehr der Taten bedurfte, als sanfter Ermahnungen. Sie ging voran, andere folgten nach, und der außerordentliche Fortschritt der Frauenbewegung in Indien innerhalb der letzten 30 Jahre ist zum großen Teil dem Antrieb ihrer Persönlichkeit zuzuschreiben. . . . Mit theoretischen Gedanken gab sie sich nicht viel ab, und ihre leidenschaftliche Seele verwarf jeden Kompromiß. In ihrem Glauben war nichts Schwächliches. Nie ging sie einen bequemen Mittelweg. Nie erhob sie Gleichgültigkeit zum Ideal. Ihr Glaube war immer wach und bereit, ihr ganzes Leben in Gottes Schutz zu stellen und ihm allein völlig zu vertrauen. Wenn sie auch durch Gottes Gnade von der indischen Religion, die für sie das Reich der Finsternis war, befreit wurde, so gehörte sie doch mit ihrem ganzen Wesen zu dem indischen Volk, das jetzt in Geburtswehen liegt und dessen Zukunft niemand vorauszusehen vermag.

Mehr als alle anderen hat sie dafür getan, die Augen aller auf das Unrecht zu lenken, das den indischen Frauen widerfahren ist, in ihrem Volk ein Gewissen zu schaffen, das die Gutmachung dieses Unrechts verlangt. Indien hat große Fortschritte gemacht, seit die junge Mahratafrau im Jahr 1878 ganz Kalkutta durch ihre Gelehrsamkeit in Staunen setzte. Aber Indien hat noch einen weiten Weg vor sich, bis es die rechte innere Freiheit erlangt. Auch das, was Indien dieser Frau verdankt, ist noch lange nicht genügend begriffen und erkannt worden. Sie war eine „Täterin des Wortes" wie wenige, sie, die gelehrte Frau, die mit 20 Jahren 18 000 Verse der Bhagavadgita auswendig konnte und die schwere Grammatik der Sanskritsprache beherrschte. Immer mehr erkannte sie den abgrundtiefen Unterschied der Welt der Bibel und der heiligen Bücher ihres Volkes, und obwohl sie „einer Welt entstammt, in der Gedanken alles galten, und die darum den Willen lähmte und das Gefühl verkümmern ließ", hat sie doch mit seltener Hingabe und Leidenschaft die Aufgaben erfaßt, die Gott ihr zeigte, nachdem sie ihn als den lebendigen Gott und Jesus Christus als ihren Heiland erfaßt hatte.

Wir begegnen heute einem neuerwachten regen Interesse für Lebensbilder solcher Frauen. Auch in christlichen Kreisen setzt sich allmählich immer mehr die Erkenntnis durch, daß Frauen wie Josephine Butler und Mathilda Wrede, deren Leben uns gerade heute so stark bewegen, an sich nichts mit Frauenrechtlertum zu tun haben. Daß hier im Gegenteil die biblische Linie wieder gefunden ist, da sowohl im Alten wie im Neuen Testament die von Gottes Geist geführte Frau ihren Dienst in der Gemeinde hat, auch wenn sie der klare Ruf Gottes bei einer Mirjam z. B. und einer Ramabai in die Oeffentlichkeit und Führung ihrer Schwestern stellt.

A. L.

*) Macnicol N.: Pandita Ramabai. Kart. Fr. 4.50, Leinen 6.—. Basler Missionsbuchhandlung, Basel.

Pilzkenntnis, Pilzvergiftungen und Laienhilfe.

Die verschiedensten Mittel werden angegeben, um das Vorhandensein giftiger Pilze zwischen den guten zu erkennen. Die einen schlagen vor, einen silbernen Löffel mitzukochen; die anderen, die Pilze abzukochen und dies Abkochwasser fortzugießen. Wieder andere meinen durch das Mitkochenlassen einer Zwiebel allem Unheil aus dem Wege zu gehen — und was der Vorschläge mehr sind.

Alle diese Hilfsmittel, die Giftigkeit der Pilze zu erkennen, sind jedoch wenig zuverlässig. Die Ursache dafür, daß der silberne Löffel blau anläuft, kann ebenso gut in seiner Legierung wie in irgendeinem Bestandteil des Wassers zu suchen sein. Werden die Pilze abgekocht, so nimmt man ihnen damit ihr köstliches Aroma und mit ihm ihre besten Nährstoffe. Die mitzukochende Zwiebel schließlich bringt einen Geschmack in das Pilzgericht, der nicht immer paßt und von feinen Zungen als störend empfunden wird.

Das einzige, was vor dem Genuß giftiger Pilze voll und ganz schützen kann, ist eine genaue Kenntnis derselben, und vor allen Dingen die Vorsicht, nie solche zu genießen, die in irgendeiner Hinsicht gelitten haben, sei es durch den Transport, durch Kälte oder zu langes Lagern. Nichts geht leichter in Zersetzung über als gerade der Pilz, da er besonders reich an Eiweiß ist. Es entstehen bei ihm dieselben Gifte wie bei faulendem Fleisch, die naturgemäß dieselbe Wirkung hervorrufen müssen. Die leider so häufigen Erkrankungen an Pilzvergiftungen sind wohl in erster Linie auf den Genuß verdorbener Pilze zurückzuführen.

Das hier Gesagte gewinnt um so mehr an Wahrscheinlichkeit, wenn in Betracht gezogen wird, daß es mindestens 40 Arten eßbarer Pilze gibt, denen nur 5 Arten bösartiger gegenüberstehen.

Der bekannteste unter ihnen ist der Fliegenpilz. Fast ebenso häufig, doch weniger auffallend, ist der Kartoffelbovist, der seinen Namen seiner Aehnlichkeit mit der Kartoffel zu verdanken hat.

Sehr selten ist der Satanspilz, der ein naher Verwandter des Steinpilzes ist. Seit Hut ist ledergrau, die Lamellen purpurrot, der Stiel oben gelblich, unten rot gefärbt.

Etwas öfter werden Pilzsucher dem Gallenpilz begegnen, der dem Steinpilz ähnelt, nur daß sein Kopf heller, der Stiel dünn und grau erscheint. Pilzsucher müssen ihn deshalb genau kennen, weil ein einziger seiner Gattung ein ganzes Pilzgericht gallebitter macht, giftig ist er nicht.

Der bösartigste der Giftpilze ist der Knollenblätterschwamm. Es wird behauptet, er solle dem Champignon ähneln, was jedoch wohl nur ganz pilzunkundige Sammler finden dürften. Dem einigermaßen Bewanderten macht er sich schon durch seinen widerlichen Geruch bemerkbar, während ein Champignon doch ganz köstlich duftet. Ferner hat der Knollenblätterschwamm einen mit Tupfen besetzten Hut, einen dürftigen, grünen Stiel, der oben hohl ist und nur am Ende eine auffallende Knolle zeigte, während der Champignon auf dickem Stiel einen dicken, häutigen Hut trägt, in seiner Kindheit rosa, später braune, schließlich braunschwarze Lamellen aufweist.

Doch kommen wir zum erstgenannten, zum Fliegenpilz zurück, von dem von verschiedenen Seiten sogar behauptet wird, daß er nicht einmal giftig sei, essen ihn doch russische Bauern in großen Mengen.

Vergiftungen, die anscheinend auf ihn zurückgeführt werden müssen, verlaufen meist gutartig, da sie einerseits bald erkannt, andererseits leicht geheilt werden können. Ebenso verhält es sich mit Vergiftungen, die der Hexenpilz, der Satanspilz und der Panterschwamm verursachen.

Menschen, deren Vergiftung auf den Genuß derartiger Pilze zurückzuführen ist, verfallen in einen Zustand ausgelassenster Lustigkeit, oder dem Gegenteil hiervon, sie bekommen einen Wutanfall, so daß man meinen könnte, sie hätten dem Alkohol etwas reichlich zugesprochen. Auch die Folgen dieses Zustandes sind ähnliche wie bei einer Alkoholvergiftung. Kopfweh, Leibschmerzen, Erbrechen und Durchfall. Der Anfall dauert mehrere Stunden, um dann in einen todähnlichen, bleiernen Schlaf überzugehen. Erwacht der Kranke aus diesem, fehlt ihm das Erinnerungsvermögen. Nach einigen Tagen großer Schwäche tritt Genesung ein.

Da die Hauptgefahr bei der Vergiftung in der hochgradigen, nervösen Erregung liegt, so wird der Laie geneigt sein, starken schwarzen Kaffee oder Alkohol als Gegengift zu verabreichen. Dies wäre ein Fehler. Da Lebensgefahr nicht besteht, genügt es, wenn sofort ein Arzt herbeigeholt wird, der durch geeignete Gegenmittel den Zustand lindert.

Viel, viel mehr Gefahr ist im Verzuge, wenn die Vergiftung auf den besonders bösartigen Knollenblätterpilz zurückgeführt werden muß. Hier tritt meist der Tod ein. Die Wissenschaft hat bewiesen, daß vom Genuß eines einzigen Knollenblätterpilzes der Mensch getötet werden kann.

Das Gift, ein Blutgift, das sich Phallin nennt und von Professor Kobert ermittelt wurde, wirkt deshalb besonders gefährlich, weil es heimtückisch und schleichend ist. Erst 12 Stunden nach dem Genuß zeigt sich seine verheerende Wirkung.

Peinigende Unruhe stellt sich ein, zu der sich ein unerträgliches Schwindelgefühl und ein ständig anmachsendes körperliches Unbehagen gesellt. Der in Mitleidenschaft gezogene Magen wird durch krampfartige Schmerzen zusammengezogen. Starker Durst plagt den Unglücklichen, der deshalb nicht zu löschen ist, weil sich auch der Schlund zusammenkrampft und eine Flüssigkeitsaufnahme zur Unmöglichkeit macht. Der Kranke liegt in starkem, kaltem Schweiß, wird durch Erbrechen gequält, das blutig gefärbt und wässerig erscheint. Der Harn wird spärlich und dunkelbraun, die Gesichtsfarbe ähnelt der eines Gelbsuchtkranken, unter zunehmenden Magenschmerzen erfolgen choleraartige Durchfälle, alle Nerven sind in Mitleidenschaft gezogen. Starke Naturen verfallen in Zuckungen, schwächeren ist Bewußtlosigkeit beschieden.

Plötzlich ebben die Erscheinungen ab. Der Kranke und seine Umgebung schöpft Hoffnung, die jedoch trügerisch ist.

Bald stellt sich der Zustand in erhöhtem Maße ein und steigert sich nach kurzen Ruhepausen, wenn nicht rechtzeitig Hilfe einsetzt, bis der Tod die Leiden beendet.

Laienhilfe heißt hier auf schnellstem Wege einen Arzt herbeizuschaffen, inzwischen jedoch dafür Sorge zu tragen, daß der Magen entleert wird. Zu diesem Zwecke muß so viel Milch als irgend möglich dem Kranken eingeflößt werden oder, weniger gut, Wasser. Bei sinkenden Kräften ist eine Tasse recht starken Kaffees anzuraten.

Bei Erkrankungen, die auf den Genuß verdorbener Pilze zurückzuführen sind, und ähnliche, wenn auch nicht so schwere Erscheinungen zeitigen, ist ebenfalls für Verdünnung der Giftmenge und für Beseitigung des Unverdauten aus dem Magen zu sorgen.

Erbrochenes und Abfälle wie Reste des Gerichtes müssen bis zur Ankunft des Arztes aufgehoben werden.

Durch umsichtiges Handeln, Kenntnis der Erscheinungen, die durch das Pilzgift hervorgerufen werden, wird der Laie in den Stand gesetzt, die rechten Mittel bis zum Erscheinen des Arztes anzuwenden und nicht durch ungeeignete zu schaden.

M. Schneider.

Ueber die gesundheitliche Bedeutung des Schwimmens.

schreibt die diplomierte Turn- und Sportlehrerin Dr. Charlotte Patzer. „Bisher ist das Ertrinken Mode gewesen, weil das Schwimmen nicht Mode gewesen ist" hat ein begeisterter Verteidiger der Schwimmkunst zu Beginn des 19. Jahrhunderts gesagt. Ganz so schlimm ist es ja heute nicht mehr, aber noch immer ertrinkt jährlich ein viel zu großer Prozentsatz. Deshalb, und weil das Schwimmen für die körperliche Entwicklung der Jugend von größter Bedeutung ist, hat man es in letzter Zeit in Deutschland zum Pflichtfach an den Schulen erhoben. Kein Schüler soll die Schule verlassen, ohne schwimmen gelernt zu haben.

Die gesundheitlich so bedeutsamen Vorzüge des Schwimmens, die diese Leibesübung selbstverständlich auch für Erwachsene unentbehrlich macht, liegen in der idealen Vereinigung von Körperübung mit Körperpflege. Das Schwimmen ist die umfassendste Muskel- und Atemgymnastik, gleichzeitig vereinigt mit der erfrischenden Badewirkung. Von den Leibesübungen ist das Schwimmen die harmonischste. Die Schwimmbewegungen nehmen die großen Muskelmassen wie die kleinen Hilfsmuskeln in Anspruch, und zwar im wertvollen Wechseltakt der Glieder. Ohne Stoß, ohne Härten gehen die Bewegungen vonstatten und ohne Ueberhitzung, da sie im kühlenden nachgiebigen Wasser ausgeführt werden.

Hinzu kommt die tiefgehende Herz- und Lungengymnastik. Der intensiven Muskelarbeit zufolge arbeitet das Herz kräftiger und das Schwimmen, wenn es nicht nur als Schnellschwimmen, sondern als maßvolle Dauerleistung getrieben wird, ist die gesunderste Art, das Herz zu kräftigen.

Die erhöhte Muskel- und Herzarbeit zieht stärkeren Sauerstoffbedarf nach sich. Daher ist die Atemtätigkeit ungemein ausgiebig, etwa 5 mal so hoch als in Ruhe, nämlich 50—60 L. Gaswechsel pro Minute gegen normal 5—8 L. Als weiterer Vorteil gereicht dem Schwimmen die gesunde Atemluft, die über dem Wasserspiegel rein und staubfrei ist. Diese kräftige Durchlüftung der Lunge mit reiner Luft erfaßt auch die beim gewöhnlichen zu flachen Atmen vernachlässigten und gefährdeten Lungenspitzen. Sie wirkt ferner bei der gesteigerten inneren Verbrennung als wahres Blutreinigungsmittel.

Als letzte wohltätige Wirkung des Schwimmens sei die Hautpflege erwähnt, die durch die Badewirkung des flüssigen Mediums bewirkt ist, und die die unerläßliche Grundlage jeder Körperkultur ist. Chemisch besitzt das Wasser seine allbekannte Reinigungskraft. Mechanisch übt es durch seinen Druck, der sich schon bei schwacher Brustschwimmlage bemerkbar macht, einen den Blutkreislauf und die Atmung fördernden Einfluß aus. Und schließlich entfaltet es auch thermisch auf die Haut einen günstigen Einfluß. Infolge der Kältewirkung findet zuerst eine Zusammenziehung und dann eine Ausdehnung der Hautblutgefäße statt, die eine Umwälzung der in der Haut befindlichen Blutmenge zur Folge hat. Da das Blut, das die Haut durchströmt, fast die Hälfte der Gesamtblutungen ausmacht, entlastet diese Umwälzung die inneren Organe, vor allem das oft unter übermäßigem Blutandrange leidende Gehirn des Geistesarbeiters. Die Tätigkeit des Herzens wird durch die Weitung der Kapillaren erleichtert, und so wird das Blut bis in die feinsten Aederchen gepreßt. Die Folge davon ist eine wohltuende Erfrischung und Belebung von Körper und Geist. Als willkommenen Vorteil und trefflichen Schutz gegen Erkältung erwirbt man dabei eine abgehärtete und ihre blühende Frische bewahrende Haut.

Von Diesem und Jenem:

Vorläufig noch keine weiblichen Peers im englischen Oberhaus.

Zum sechsten Male bereits wurde an das House of Lords das Ansuchen gestellt, Frauen unter den

Auf der Reise

sind Sie Erkältungsgefahren besonders ausgesetzt. Daher reisen Sie **nie ohne Aspirin-Tabletten.**

einzig in der Welt

Preis für die Glasröhre Frs. 2.— Nur in Apotheken.

gleichen Voraussetzungen wie Männern Sitz und Stimme im Oberhaus zu gewähren. Es handelt sich dabei um solche Frauen des englischen Hochadels, die „Peerez in eigenem Recht“ sind, d. h. mangels männlicher Erben sind alle Rechte und Titel eines Peers von England in solchen Fällen kraft Familienrecht auf weibliche Linien übergegangen.

Es wurde nun stets als Rückständigkeit empfunden, besonders seit Frauen im englischen Unterhaus sitzen, daß die Sitze im Oberhaus den Frauen noch verwehrt bleiben sollen. Vor Jahren schon hatte vor allem Viscountesz Rhonda, die bekannte Sozialreformerin, Großindustrielle und Schriftstellerin, nach dem Tode ihres Vaters als dessen einzige Erbin um dieses Recht gekämpft, war aber abgewiesen worden, auf Grund ihres weiblichen Geschlechts. Bei dem jetzt wiederholten neuen Angriff waren auch Männer mit im Bunde, d. h. vor allem Viscount Astor, der Gatte von Lady Astor, die ja schon längst im Unterhaus sitzt. Auf der inzwischen erfolgten Abstimmung haben sich indessen die Lords von neuem gegen die Zulassung von Frauen zum Oberhaus ausgesprochen, allerdings mit einer nur ganz geringen Mehrheit, nämlich 53 gegen 49 Stimmen. Man kann also infolge dieses Zahlenverhältnisses schon sagen, daß es wohl nur noch Frage einer kurzen Spanne Zeit sein wird, bis auch Frauen im englischen Oberhaus einziehen werden.

Die Elektrizität als Küchenmädchen.

Die Technik im Haushalt, insbesondere die Elektrotechnik, hat eine weitere Stufe erklommen: das automatische Kochen! Was das heißt? Das kann nur durch eine nähere Beschreibung klargemacht werden. Um es jedoch vorweg zu nehmen: die Hausfrau muß nicht mehr zu einer bestimmten Stunde in der Küche sein, um das Kochgut auf den Herd zu stellen und einzuschalten. Sie muß auch nicht mehr nach Ablauf der Kochzeit notgedrungen die Küche betreten, um auszuschalten! Das geht alles elektrisch! Die Elektrizität kocht nicht nur, sie leistet auch Küchenmädchendienste.

Das anscheinende Geheimnis liegt in einem allbekannten Gegenstand: in einer Uhr von etwa Wekkergröße, die auf den Küchentisch gestellt oder aufgehängt wird. Die Uhr wird mit dem Steckkontakt verbunden. Die Kochplatte selbst wird von der Uhr abgezweigt. Außer dem Stundenzeiger hat die Uhr noch zwei Marken, die längs des Zifferblattes verstellt werden können. Die eine Marke veranlaßt das Einschalten, die andere das Ausschalten der Platte. Soll beispielsweise eine Speise während 2 Stunden kochen und kurz nach 12 Uhr auf den Mittagstisch kommen, so stellt die Hausfrau die eine Marke auf „10“ und die andere auf „12“. Nun wird automatisch die Platte um 10 Uhr eingeschaltet, die vorher aufgestellte Pfanne erwärmt, die Speise gar gekocht und punkt 12 Uhr abgeschaltet. Eine dem Erwerb nachgehende Frau kann also das Haus bereits am frühen Morgen verlassen und findet trotzdem mittags zu Hause ein warmes Essen vor.

Durch zweckentsprechendes Verstellen der einen oder andern Marke kann jedoch auch das Ein- oder Ausschalten jeden Augenblick von Hand erfolgen. Anders gesagt: die Vorteile der direkten Schalterbeeinflussung durch die menschliche Hand bestehen bei dieser Uhr ebenfalls. Etwas ist ferner notwendig: vor dem Einschalten der Marken muß der in der Uhr eingebaute Schalter von Hand in eine Zwischenstellung, in die sogenannte „Schaltbereitschaft“ gebracht werden. Nur dann kann die Schaltuhr wunschgemäß den Kochprozeß einleiten und beenden. Mit dieser von Hand auszuführenden Zwischenschaltung will man vermeiden, daß die Uhr ungewünschte Schaltmanöver ausübe. Die Uhr ist allerdings nach 30 Stunden abgelaufen und muß somit jeden Tag neu aufgezogen werden.

Es fehlt jetzt nur noch eine Einrichtung, welche das Ueberschäumen von Kochgut verhindert und wir haben ein noch raffiniertes Küchenmädchen! Werden wir es noch erleben, daß das Alltagswort der Hausfrau: „I mueß hei go choche“ der Vergangenheit angehört?

Eine Vorkämpferin der Hausangestellten.

In London starb hochbetagt Catherine Scott, eine Vorkämpferin auf dem Gebiet sozialer Arbeit, die vor allem mehr als 50 Jahre für die Hausangestellten tätig gewesen ist. Sie hat 21 Unterkunfts- und Lehrheime für diese Mädchen geschaffen. Es handelte sich vor allem um schwer Erziehbare, die aus Anstalten zur Entlassung kamen und dann hilflos dem Leben gegenüberstanden. Eine große Ausbildungsschule für solche Mädchen heißt, man nach ihr „Scott House“.

Eine Frau für einen wichtigen Polizeiposten in New York (Bureau für Verbrechenbekämpfung).

In New York wurde neuerdings — wie dem Monitor gemeldet wird — im Polizeidepartement ein Bureau zur Verbrechensverhütung mit einer Frauenabteilung geschaffen. Die Leitung des Frauenbureaus wurde Miß Virginia Murray übertragen, welche in ihrer neuen Eigenschaft einen Stab von 66 Frauen unter sich haben wird, welche alle damit betraut sind, neue Methoden und Wege zur Verbrechensverhütung und -bekämpfung zu finden. Miß Murray ist eine berufene Persönlichkeit als Leiterin durch ihre langjährige Arbeit an Jugendgerichten, auch war sie bei der Einrichtung der Frauenabteilung im Polizeidepartement von Detroit beteiligt, ferner in ähnlicher Eigenschaft in Cleveland und Atlanta, wo gleiche Bureaux eingerichtet wurden. Nach der Auffassung von Miß Murray ist Hauptaufgabe der Frau in der Polizei, wo immer möglich als Sozialarbeiterin zu wirken.

Aus dem musikalischen Schaffen der Frau.

Einen höchst erfreulichen Versuch, den Mädchen Mut zu dem Glauben an die produktiven Kräfte der Frau zu machen, hat vor einiger Zeit eine deutsche Schule gemacht, das Oberlyceum von Unna, indem es ein Konzert veranstaltete, bei dem lauter weibliche Autoren zur Aufführung kamen. Es hatte folgendes Programm:

Anna Magdalena Bach.
1. Chor: Dir, dir Jehovah.
2. a) Klavier: Präludium.
b) Einzelstimme: Wie wohl ist mir.
(Aus dem Klavierbüchlein der A. M. B. 1725.)

Amalie, Prinzessin von Preußen (1723 bis 1787).
Sonate für Flöte und Klavier.
a) Adagio, b) Allegretto, c) Allegro ma non troppo.

Fanny Hensel, geb. Mendelssohn (1805 bis 1847).
1. Einzelgesang: Nach Süden (aus op. 10).
2. Duett: Suleika und Hatem.

Elsa Laura v. Wolzogen. (Sie reist als Konzertsängerin.)
1. Da drunten im Tale.
2. a) Es war einmal ein Hasi'.
b) Der Käfer und die Fliege.
(Aus den Heften „Meine Lieder zur Laute“.)

Lily Reiff. (Lebt in Zürich.)
Chor: 1. Der Engel Tod.
2. Der Gott im Innern.
3. Der Baum des Glaubens.
(Aus „Sechs Frauenchöre mit Streichorchester und Harfe“.)

Klara Schumann (1819—1896).
Trio für Violine, Cello und Klavier (op. 17).
a) Allegro, b) Scherzo, c) Andante, d) Allegretto.

Von Büchern.

Berichtigung zu den beiden Büchlein: Lieder vom St. Galler Rheintal von Hedwig Scherrer und Wie ich mein Kindlein pflege von Frau Dr. Imboden-Kaiser.

Zum Liederbüchlein darf ich als Freundin von Hedwig Scherrer verraten, daß sie die Melodien mit wenigen Ausnahmen selber komponiert hat.

Dieselbe Frl. Scherrer hat aber auch das schöne farbige Umschlagbild der neuen 10. (zum Unterschied von den 9 vorhergehenden) auch im Text illustrierten Auflage des: Wie ich mein Kindlein pflege, gezeichnet. Ein glücklicher Säugling, auf blumiger Wiese liegend, spielt mit dem Goldhaar der mütterlich herniederblickenden Sonne, dieweil 2 Engelein auf beiden Seiten die Wolkenwände zurückhalten. Dieses Bild, seinerzeit als Diplombild der Wochen- und Säuglingspflegerinnenschule des st. gallischen Säuglingsheims geschenkt, ist Pro Juventute vom Verein für Säuglingsfürsorge St. Gallen zur Verfügung gestellt worden.

Frau Dr. Imboden-Kaiser.

Zur Notiz an unsere Mitarbeiterinnen!

Vom 26. Juli bis 19. August sind Einsendungen für das Frauenblatt wegen Ferienabwesenheit der Redaktorin des allgemeinen Teils zu richten an die Vertretung

Frl. Elisabeth Zellweger,
Basel, Angensteinerstr. 16.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Man bittet dringend, unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden.

Kredite
Darleihen
Vorschüsse auf Wechsel

erhalten Sie zu den besten Bedingungen bei der
SCHWEIZERISCHEN VOLKSBANK
Sitz der Zentralverwaltung in Bern.
66 Niederlassungen in der ganzen Schweiz.
Stammkapital und Reserven 210 Millionen.

Ecole nouvelle ménagère
JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

Buchhofers Kochkurse.
Gute und feine Küche. Ohne Vorkenntnisse besten Erfolg.
Buchhofers Schweizer Kochlehrbuch Fr. 17.—

Handgewobene
Halbleinen
für Leintücher und Kissen.
extra schwere Qualitäten finden Sie heute noch bei
Müller-Stampfli & Cie.,
Langenthal
Leinenweberei gegründet 1852
Fertige Aussteuern.
Verlangen Sie bitte Muster.

Erholungsheim Rosenhalde
Hünibach
zwischen Thun u. Hilterfingen). Prachtvoll erhöhte Lage am rechten Seeufer. Freundliches Heim für Erholungs- und Pflegebedürftige. Diätkuren. Bäder. Zentralheizung. Sorgfältige Pflege und Aufsicht durch diplom. Kotkreuzpflegerin. — Pensionspreis Fr. 8.50 bis 10.—. Jahresbetrieb. Beste Referenzen.
PROSPEKTE durch Schwester R. MADER.

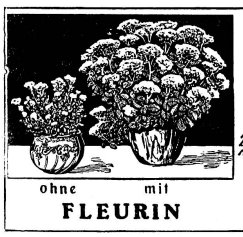
TANNENHEIM Haushaltungsschule **Kirchberg** (Bern)
Maximum 10 Schülerinnen

Berneraufenthalt
in gepflegter, kleiner
Familienpension
finden Erwachsene, Schüler oder Schülerinnen gute heimelige Aufnahme, für kürzere oder längere Zeit. Schöne, freie Lage. Komfort. Mässige Preise. Beste Referenzen.
TELEPHON Bollw. 70.39.
Frau Klein-Burkhardt.
Optingenstrasse 31
(Viktoriaplatz)
BERN

Flechten
jeder Art, auch **Bartflechten, Hautausschläge,** frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra“.** Preis kl. Topf 3.— gr. Topf 5.— Zu beziehen durch die
Apotheke FLORA, Glarus.

BEINLEIDEN
Bei offenen Beinen, Krampfadern, Beingeschwüren, schmerzhaften und entzündeten Wunden hilft rasch und sicher das klinisch erprobte
SIWALIN
Tausende von Zeugnissen.
1/1 Dose 2.50, 1/2 Dose 5.—
Dr. Franz Richer, Wilisau
Umgehender Postversand

Bei Bestellungen berufen Sie sich auf das Schweiz. Frauenblatt



„Fleurin“
„ist für alle Topf- u. Freilandpflanzen das Beste“
Düngemittel
Nur echt in Originalbüchsen mit dem Namen des Fabrikanten
Erstes Schweizer Fabrikat
Alphons Hörning Bern
In Drogerien, Samen- u. Blumenhandlungen Büchsen von Fr. 1.— an.

Wenn die Hitze uns zusetzt....
OVOMALTINE
kalt
Ebenso erfrischend wie kräftigend!
Vorschrift: 1—2 Teelöffel Ovomaltine.
1 Becherglas kalte Milch.
Zuckerzusatz nach Belieben.
Nach Belieben beifügen einiger Stückchen Eis.
Dr. A. WANDER A.-G., BERN

Zürich: Ausstellungsstr. 104 (Telephon Uto 17.48)
Basel: Sternengasse 4 (Telephon Saff. 7792) Reinacherstrasse 67 (Teleph. Saff. 7061)
Bern: Zeughausgasse 20 (Telephon Boll. 7451) Spitalackerstrasse 59.

No. a514
MIGROS
„Die Zeitung in der Zeitung“

St. Gallen: Burggraben 2 (Telephon 1744)
Schaffhausen: Bahnhofstrasse 4 (Telephon 18.30)
Luzern: Grabengasse 8, „z. Graggentor“ (Telephon 1181) Moosstr. 18 (Telephon 2480)
Aarau: Zollrain 5 (Tel. 14.50)

Arbeit und Fortschritt.

Das ist die an allen Zürcher Plakatsäulen angeschlagene Devise der Schweizerischen Gewerbe-Ausstellung in Wädenswil. Alle Gewerbe zeigen da stolz die realisierten Fortschritte. Welch gewaltiger Unterschied zwischen den einstigen primitiven «Boutiques» und den maschinell modern eingerichteten gewerblichen Räumen von heute! Alle Gruppen hatten viel und großes zu zeigen, nur Eine, die Spezierer, nichts, gar nichts, denn das «Lädeli» von heute ist abgesehen von einigen «importierten unschweizerischen» Registrierkassen, Waagen und Fleischschneidemaschinen, das Lädeli aus dem Mittelalter: Dieselben Handhabungen und Kunstgriffe, — keine verschiedene Technik in der Abwicklung: 400 Jahre Stillstand. Dafür unterbreiteten die Spezierer an der Gewerbetagung eine Resolution, deren Schluß wie folgt lautet:

«Der Straßenhandel wirkt also indirekt warenverteuernd. Das allgemeine Wohl (!) verlangt deshalb das Verbot des Straßenhandels, worauf die Behörden des Bundes, der Kantone und der Gemeinden aufmerksam gemacht werden.»

Arbeit und Fortschritt? Nein, Nutznießergelüste und schwärzeste Reaktion, insofern es die Spezierer angeht. Arbeit und Fortschritt, diese gewerbliche Devise paßt auf die «Migros» wie keine andere, die Migros besteht direkt aus Arbeit und ihr Leben ist Fortschritt. Wie mancher Gewerbetreibende, der einen großen Tisch mit eigenen Leuten und Mitarbeitern hält, schätzt die «Migros» hoch wegen des eigenen Vorteils und weil er gute Leistungen schätzt und da soll er seinen Namen unter einen solchen Blödsinn setzen!

Die «Neue Zürcher Zeitung», also das eigene Lager, schreibt in einem Leitartikel (in Nr. 1492, vom Mittwoch 30. Juli a. c.) zu diesem Schildbürgerstreich:

«Etwas einseitig und in gewissen juristischen Folgerungen gewagt war der Vortrag von J. Lauri über die Bekämpfung des Straßenhandels, man vermißte positive Vorschläge zur Frage der Förderung der Konkurrenzfähigkeit des Ladenhandels im Lebensmittelgewerbe gegenüber neu aufgekommenen Methoden, denn daß sich das Problem mit bloßen Verboten nicht erledigen läßt, darüber besitzt man in einsichtigen Gewerbekreisen ohne Zweifel Klarheit. **Es handelt sich hier um Fragen preispolitischer, hygienischer und anderer Natur, an denen die gesamte Oeffentlichkeit interessiert ist.**»

Damit wäre einmal mehr das klar zum Ausdruck gekommen, was ein jeder für sich denkt, daß die Erhaltung der «Migros» als Fortschritt in der Hygiene der Lebensmittel-Verteilung und als Preisregulator von **öffentlichem Interesse** ist. Das mögen sich jene Kreise gesagt sein lassen, die mit unsauberen Händen die verfassungsmäßig gewährleisteten Freiheiten antasten wollen, um die «Migros» zu verderben!

Abschläge
(ab Anfang nächster Woche)
Haselnußkerne
1/4 Kg. **94** Rp.
Paket zu 265 Gr. Fr. 1.—
Mandeln
1/4 Kg. **92 1/2** Rp.
Paket zu 270 Gr. Fr. 1.—
getr. Aprikosen
(Turkestan)
(erst ab Ende nächster Woche)
1/2 Kg. **98** Rp.
Paket zu 510 Gr. Fr. 1.—